Caroline Michel-Aguirre

DIE GEWERKSCHAFTERIN

Im Räderwerk der Atommafia

LESEPROBE

EIN TATSACHENROMAN

Aus dem Französischen von Eva Stegen

edition einwurf

VORWORT

Die Szene hat sich schon mehrfach genauso abgespielt. Ich sitze in einer Buchhandlung hinter einem Stapel Bücher. Ein Mann oder eine Frau kommt auf mich zu und fragt mich nach dem Thema meiner Recherche.

»Es ist die Geschichte einer Gewerkschafterin, die sich zu sehr für die Verträge interessierte, die ihr Arbeitgeber Areva mit einem chinesischen Unternehmen unterzeichnet hatte«, beginne ich. *»Sie wird in ihrem Haus überfallen und vergewaltigt aufgefunden, aber die Polizei glaubt ihr nicht und beschuldigt sie, alles erfunden zu haben.«*

»Ah … und in welchem Land findet das statt?«

»In Frankreich, im Jahr 2012.« Jedes Mal sehe ich den gleichen ungläubigen Blick in ihren Gesichtern.

Diese Verwunderung teile ich auch heute noch, gepaart mit einer gewissen Wut. Wie kann es sein, dass in dem Land, in dem ich lebe, diese Ereignisse stattgefunden haben, und sich niemand darum gekümmert hat? Jedenfalls fast niemand. Diese Frage quält mich nach wie vor. Wenn ich die Geschichte von Maureen Kearney aufgeschrieben habe, dann in erster Linie, damit sie nicht in Vergessenheit gerät. Mir schien, dass wir unsere Menschlichkeit verlieren würden, wenn wir alle gemeinsam weitermachen wie bisher und so tun würden, als wäre nichts geschehen. Dieser Gedanke war für mich unerträglich.

* * *

15

Ich bin als Reporterin bei der Gerichtsverhandlung von Maureen Kearney vor Ort. Einige Tage zuvor hatte ich sie zum ersten Mal seit vier Jahren wiedergesehen. Nach ihrer Verurteilung beschließe ich, die Recherchen wieder aufzunehmen. Ich treffe mich mit mehreren Polizisten der Spezial-Ermittlungseinheit von Versailles, um herauszufinden, woher ihre tiefe Überzeugung kommt, aber ich drehe mich im Kreis. Alle beten die »Liste der Ungereimtheiten« herunter, die sie zusammengestellt hatten, und wir konnten stundenlang über die Möglichkeit diskutieren, dass ein Angreifer die Lage auskundschaften und das Klebeband aus dem Schuppen holen könnte, ohne im Haus gehört zu werden, aber wir kommen nicht weiter. Alles dreht sich um Hypothesen. Das im Urteil zitierte *»Bündel zusammenpassender Indizien, die den eingebildeten und erlogenen Charakter des Angriffs bestätigen«*, ist kein ausreichender Beweis für die Schuld der Gewerkschafterin.

Am Ende jedes Interviews spreche ich mit jedem der Polizeibeamten über den Messerangriff auf die Frau des leitenden Angestellten von Veolia. Ich erinnere sie daran, dass sie eine Kopie der Akte angefordert hatten, diese aber verschwunden ist. Ich erzähle ihnen, was ich über den Ehemann des Opfers weiß: Er arbeitete bei Veolia, als Henri Proglio dort Präsident war und er hatte sich dessen Vermittlungsagenten, Alexandre Djouhri, widersetzt. Derselbe Kontext, dieselbe Vorgehensweise, sechs Jahre auseinander. Ich halte diese Zufälle

für sehr auffällig. Aber die Polizeibeamten haben immer eine Erklärung: »*Vielleicht hatte die Gewerkschafterin von diesem Angriff gehört und die Vorgehensweise kopiert, um ihre Inszenierung glaubwürdiger erscheinen zu lassen.*«

In den Augen der Ermittler ist die Gewerkschafterin eine depressive, alkoholabhängige und selbstmordgefährdete Frau und – gleichzeitig – eine kaltblütige und manipulative Person. Sie sehen darin keinen Widerspruch. Nur eine Sache erschüttert sie, als ich es andeute: Was, wenn es übereinstimmende Details der beiden Angriffe gibt, die gar nicht an die Öffentlichkeit gekommen waren? Nach dem Angriff auf die Frau des Veolia-Managers, die nur ein einziges Interview gegeben hatte, waren zwar ein oder zwei Artikel in den Zeitungen erschienen, aber vielleicht ist da gar nicht alles gesagt worden.

Schließlich finde ich ihre Spur. Eine Adresse. Aber keine Telefonnummer. Ich beschließe, dorthin zu fahren. Ein Pokerspiel. Ich klingele an der Tür und hoffe, dass sie da ist. Und dass sie bereit ist, mit mir zu reden. Für den Fall, dass ich vor verschlossener Tür stehen würde, hatte ich einen langen Brief handschriftlich verfasst, den ich unter der Tür durchschieben wollte.

Ich hatte ihr geschrieben: »*Sehr geehrte Frau … Sie kennen mich nicht, und wahrscheinlich steht Ihnen auch nicht der Sinn danach, diese schmerzhaften Dinge wieder aufzuwühlen. Ich recherchiere derzeit zur Geschichte einer Gewerkschafterin bei Areva. Diese Gewerkschafterin berichtet, dass sie eines Morgens, als sie allein zu Hause war, von einem Mann überfallen wurde, dessen Gesicht sie nicht gesehen hat, dass er sie vergewaltigt und ihr den Bauch aufgeritzt hat. Sie wurde gerade dafür verurteilt, ihren Überfall erfunden zu haben. Die von ihr geschilderten Begebenheiten weisen eine beunruhigende Ähnlichkeit mit denen auf, die Sie erlitten haben. Ich würde gerne mit Ihnen darüber sprechen. Hier ist meine Handynummer: …*«.

An diesem Tag im Dezember, ein paar Tage vor Weihnachten, regnet es, ich habe eine Mütze auf dem Kopf und meine Tasche in der Hand. Als die Tür aufgeht, glaube ich wirklich an ein Wunder: »*Guten*

Tag, entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie zu Hause störe, Sie werden meine Frage seltsam finden, aber ich untersuche einen Überfall …«

Aus welchem Grund auch immer, sie lässt mich tatsächlich ein. Ich finde mich in ihrem Wohnzimmer wieder und sitze auf ihrem braunen Ledersofa. Ich bitte sie, mir ihre Geschichte zu erzählen. Ihre Mutter, die an diesem Tag ebenfalls da ist, bleibt vor uns stehen, als wollte sie ihre Missbilligung zum Ausdruck bringen. Offensichtlich will sie nicht, dass ihre Tochter diese Geschichte erzählt. Der Raum wirkt seltsam leer.

»*Sie haben wirklich Glück, dass Sie mich gefunden haben*«, erklärt sie mir. »*Wir sind gerade aus dem Ausland zurückgekehrt und werden bald wieder abreisen. Wir sitzen noch in den Umzugskisten. Meine Mutter ist gekommen, um mir zu helfen. Wir haben noch etwas Zeit, bis meine Kinder aus der Schule kommen.*«

Ich beobachte diese dunkelhaarige Frau mit dem warmherzigen Blick, den unruhigen Händen, dem freundlichen Lächeln und den kurzen Haaren. Sie kannte mich nicht, bevor sie mir vor fünf Minuten ihr Herz öffnete, das so tief verletzt worden war. Es ist, als hätte sie nur darauf gewartet, dass eine Journalistin an einem grauen Dezembernachmittag an ihrer Tür klingelt, um ihr zuzuhören und ihr zu glauben.

»*Angefangen hat alles im Jahr 2004. Mein Mann leitete die Unternehmensstrategie von Veolia für den Nahen Osten und Afrika. Er hatte den Plan, eine neue Veolia-Tochtergesellschaft für alle Golfstaaten zu gründen, die Wasseraufbereitung und Müllabfuhr unter einem Dach vereinen sollte – ein riesiger Markt, mehrere Milliarden Euro, glaube ich. Er lernte einen Mann kennen, der bereit war, in Veolia zu investieren, einen Tunesier namens Mohamed Ajroudi, der der saudi-arabischen Königsfamilie nahestand. Mein Mann traf sich zu einem Mittagessen mit einem französischen Abgeordneten, Alain Marsaud, der ihm denjenigen vorstellte, ›ohne den Henri Proglio nichts ist‹. Das war Alexandre Djouhri. Einige Tage später aßen dieselben Personen mit Henri Proglio im Pariser Luxushotel ›George-V‹*

zu Mittag. Die Atmosphäre war entspannt, und die edlen Weine aus Bordeaux flossen in Strömen. Als Henri Proglio den Tisch verließ, wurde der Ton lauter. Alexandre Djouhri forderte seinen Anteil an dem Deal, 20 %, wenn ich mich recht erinnere, aber Mohamed Ajroudi lehnte ab und mein Mann unterstützte ihn.

»Die Verhandlungen zogen sich über Wochen hin. Die Angelegenheit geriet ins Stocken und eskalierte, sodass mein Mann von Veolia entlassen wurde, mit der Begründung, er habe einen Vorgesetzten ›geduzt und bedroht‹. Das war natürlich ein Vorwand. Im Dezember nahm die Geschichte eine abenteuerliche Wendung.«

Djouhri und der andere Mittelsmann, Ajroudi, trafen sich zufällig im »Hotel George-V«. Sie wurden handgreiflich. Die Polizei nahm Djouhri mit, der die Nacht in einer Ausnüchterungszelle verbrachte. *»Danach beschloss mein Mann, der Justiz alles zu erzählen. Er formulierte die Anzeige in einem langen Brief an die Pariser Staatsanwaltschaft, in dem er auf Bestechungsgelder verwies, die Veolia im Nahen Osten gezahlt hatte.*

Von diesem Tag an wurde unser Leben zur Hölle. Es begann damit, dass wir Drohungen erhielten. An einem Tag war es ein mit roter Farbe aufgemaltes Kreuz an der Haustür, am nächsten Tag ein Sarg in der gleichen Farbe am Tor, an einem anderen Tag eine Inschrift am Fenster: ›Du bist tot. 1 + 4 = 5‹ – wir sind fünf in der Familie. Später die Lippenstiftaufschrift auf dem Mülleimer ›5 – 4 – 3 – 2 – 1‹.

Mein Mann erstattete Anzeige wegen Morddrohungen bei der örtlichen Polizeistation, aber sie ließen nicht locker. Wir fühlten uns wie in einem Horrorfilm. An jedem Tag, der verging, bot sich eine neue Gelegenheit, uns zu terrorisieren. Wir entdeckten Schriftzüge an den Fenstern: ›Na, Kinder, besser mit den Windpocken?‹. Ich hatte gerade einen Termin beim Arzt gemacht. Ein paar Tage später war es der Schuldirektor, der mich anrief, damit ich die Kinder abhole: Er hatte einen Drohanruf erhalten. Einmal war mein Mann oben in einem Zimmer mit offenem Dachfenster, und ein Stein, um den ein Zettel gewickelt und mit einem Gummiband befestigt war, fiel genau in die Mitte des Zimmers.

Wir fühlten uns ausspioniert und überwacht. Solche Dinge passierten jeden Tag. ›Halt die Klappe‹, ›Du bist tot‹, auf der Windschutzscheibe des Autos oder auf dem Briefkasten. Am schlimmsten war der Tag, an dem wir aufstanden und eine Nachricht auf der Magnettafel im Kinderzimmer fanden: Jemand war in der Nacht eingebrochen und wir hatten nichts gehört. Aber mein Mann ist ein zäher Bursche, er wollte sich nicht einschüchtern lassen. Er hatte ein finanzpolitisches System gestört, das unsere Familie ruinieren wollte. Ich weiß nicht, woher es kam, aber es musste zweifellos von ganz oben kommen. Sie wussten alles über uns.

Eines Nachmittags, im Juni 2006, war ich allein zu Hause. Ich war damals Innenarchitektin und arbeitete zu Hause. Es war heiß, die Terrassentüren zum Garten standen offen. Sie waren zu dritt, mit Kapuzen, schwarzen Anzügen und Handschuhen. Sie packten mich, schleppten mich in die Küche, fesselten meine Hände, holten ein Cuttermesser heraus und schnitten mir ein Kreuz auf den Bauch und einen Sarg über die Brust, die man mir infolge einer Krebserkrankung entfernt hatte. Dann vergewaltigten sie mich und verschwanden. Es dauerte eine Weile, bis ich mich losreißen konnte, dann rief ich meinen Mann an. Er brachte mich ins Krankenhaus und wir erstatteten Anzeige. Der Polizeibeamte kam und sagte, dass es sich um Profis handeln müsse. Sie hatten keine einzige Spur im Haus gefunden. Später sagte auch der leitende Ermittler meinem Mann, dass sie keine Spuren gefunden hätten. Er allerdings folgerte, dass er meine Geschichte nicht sehr schlüssig fand und er fragte sich, ob ich mir das alles nur ausgedacht hatte, weil ich als Kind vergewaltigt worden war. Ich war sehr wütend auf meinen Mann, weil er mich in meinen Augen nicht genug verteidigt hatte. Es sah so aus, als hätte auch er angefangen zu zweifeln. Dann wurde uns mitgeteilt, dass die Ermittlungen eingestellt worden waren. Schließlich zog mein Mann die Anzeige zurück und die Drohungen hörten auf. Dann zogen wir um, weit weg von hier«.

Sie ist gerade an diesem Punkt ihrer Erzählung angelangt, als ihre Kinder von der Schule nach Hause kommen. Zwei hübsche, dunkelhaarige Teenager, die etwas überrascht wirken, als sie mich dort,

mitten im Wohnzimmer, sitzen sehen, im Gespräch mit ihrer Mutter, während ihre Großmutter schweigend mit gerunzelter Stirn und tadelndem Gesichtsausdruck im Raum steht.

»*Sie ist eine Dame …*«, beginnt ihre Mutter, die versucht, meine Anwesenheit zu erklären, ohne zu wissen, wie sie ihren Satz weiter führen soll …

Ein betretenes Schweigen erfüllt den Raum und ich stehe auf: »*Ich wollte gerade gehen, ich möchte Sie nicht länger stören.*«

Die Frau macht den freundlichen Vorschlag, mich mit dem Auto zum Bahnhof zu bringen. Auf dem Weg dorthin versprechen wir uns, uns wiederzusehen. Ich bitte sie, mir eine Kopie ihrer Klageschrift zu besorgen. Ich würde gerne die Details sehen, die da schwarz auf weiß geschrieben stehen. Wir haben einen Termin für die darauffolgende Woche vereinbart. Am Tag zuvor sagt sie das Treffen ab, mit der Begründung, dass die Erinnerungen zu schmerzhaft seien und sie die ganze Nacht nicht geschlafen habe. Sie hat nie wieder auf meine Nachrichten geantwortet.